

“Typisch fränkisch?” Gedanken zur Denkmalpflege in Unterfranken an der Zeitenwende

Typisch fränkisch – Denkmalpflege – Zeitenwende, das könnte man zunächst in einem bunten Parforce-Ritt durch die Überfülle fränkischer Denkmäler abhandeln, eine Variante, die mir denn doch zu einfach, zu vordergründig erscheint – zumal im Rahmen eines vielsagend mit einem Fragezeichen versehenen Seminars.

Ich will Sie vielmehr zu einem Nachdenken über Denkmalpflege an sich und in Unterfranken im Besonderen einladen – und dies vor dem Hintergrund jahrzehntelanger Erfahrungen im Umgang mit der Realität.

Dieses unser Franken - und ich verenge im Folgenden meinen Blick auf das westliche Unterfranken, auf jene mir anvertraute und, wie ich meine, bessere Hälfte entlang des Mains von den Hängen des Steigerwalds bis zur hessischen Landesgrenze bei Hanau – ist ebenso unverwechselbar wie eine der dichtesten Denkmallandschaften Bayerns wie Deutschlands überhaupt: Überwiegend noch intakte städtebauliche Organismen mit meist erhaltenen Ortsbefestigungen und oft jahrhundertealter Bausubstanz vereinen sich zu Ortsbildern, die anderswo längst untergegangen oder bis zur Unkenntlichkeit überformt sind. Sie zeugen von beständiger Beharrlichkeit und einer zu vermutenden geringen Neigung zu Neuem, geschweige denn experimentalem Andersartigem – bei allem unübersehbar zugleich der Hang zur Darstellung einer gewissen Prosperität, die sich an manchem Detail nachweisen lässt.

Kurzum – ich glaube behaupten zu dürfen, daß aus solchermaßen sich zeigendem Bauen auch eine besondere Haltung ablesbar ist, die den hierher gerufenen Rheinländer gelegentlich zu irritieren vermochte. Gemeint ist hier eine spezifische (Neu-) Baugesinnung, die – vielleicht aufgrund schlechter Erfahrungen mit der jüngeren Vergangenheit - bisweilen

eigentümlich rückwärts gewandt erscheint: steil proportionierte Putzbauten, Lochfassade, Naturstein, Biberschwanzdach, dieses und anderes mehr bedeutete für den Umgang mit Bauen, für Bauen in alter Umgebung von oben vorgegebene Beschränkung, Festlegung auf eine vermeintlich Allen verständliche Sprache des Vertrauten, Geläufigen. Gewiß – ich überzeichne hier – aber dieser von mir spöttisch als „Bocksbeutelromantismus“ bezeichnete Zug war eigentlich und mir so noch nicht untergekommen. Hatte dies mit dem „fränkischen“, gar dem „altfränkischen“ zu tun?

Die im Brockhaus zu findende Erläuterung des „altfränkischen“ als „altmodisch, überlebt“ belustigte mich zwar, befriedigt aber ebensowenig wie die Erklärung in Grimms Wörterbuch der Deutschen Sprache, die von „altfränkisch“ als „... obsoletus, sowohl im guten Sinn des altväterisch, als auch für veraltet, den Forderungen der Gegenwart unentsprechend...“ spricht.

Eine leise Überheblichkeit ob solch negativ besetzter Wortbedeutung unterdrückend fiel mir in Hans-Eckehard Lindemanns verdienstvoller Untersuchung über die historischen Ortskerne in Mainfranken folgende Bemerkung auf:

„Die Franken lieben wohl das Überkommene und bewahren es in vielen Lebensäußerungen – ihren Gebräuchen, ihren Volksfesten und ihrer Liebe zum baulichen Detail. Aber sie wollen auch im modernen Einfamilienhaus wohnen, in neuen Produktionsstätten arbeiten, mit dem Auto auf schnelleren Straßen fahren und ererbten Grund und Boden als Bauland verkaufen...“.

Die Liebe für Überkommenes, ein Hang zum Beharrenden, aber ebenso bereitwillige Teilhabe am bequemen Modernen, wie geht das zusammen?

Josef Dünninger, der vor wenigen Jahren hochbetagt verstorbene Nestor der fränkischen Volkskunde, der als einer der Wenigen nimmermüde dem spezifisch Fränkischen nachgespürt hat, glaubt dies ebenso zu sehen:

„Das scheint aber nun in einem unlösbar Widerspruch mit einem anderen Charakterzug, den man dem Franken zuschreibt, zu liegen. Wie vereinbart sich dieses Beharrliche, Ausdrucksgebundene und Traditionsstarre mit dem „Neugierdehaften“ des Franken, den man gerne als „rurum novarum cupidus“ kennzeichnet?“

Schaut man aus dieser Perspektive auf die fränkische Geschichte ringsum, so gewinnt man den Eindruck, daß der Franke bei aller stabilen Beharrlichkeit gegenüber neuen künstlerischen Leitbildern und Ideen, den Stilen, überraschend offen scheint.

„Es zeigt sich da ein rasches und intensives Reagieren auf die jeweils neuen Formbilder, deren Aneignung und Einführung bis in die ländlichen Kulturformen (Hausbau, Hoftor, Bildstock, Tracht) sich sehr eindringlich zeigt. ... Man geht mit der Zeit, zeigt eine außerordentliche Nähe zum jeweils Modischen, so etwa ließe sich das allgemein im Sinne einer charakterlichen Neigung formulieren.“

Daß die dem Franken solchermaßen attestierte Widersprüchlichkeit sicherlich kein Nachteil ist, verrät der Blick in die ferne Hauptstadt München, von der viele ernsthaft behaupten, sie benötige ein gerüttelt Maß aufgeweckter Franken, um die Bayerische Staatsmaschine an ihren entscheidenden Stellen am Laufen zu halten oder dieser gelegentlich sogar Reparaturen angedeihen zu lassen. Und wer von Ihnen diese sog. Bayer. Staatsmaschinerie ein wenig kennt, wird unschwer erahnen können, welche Anforderungen da an den Franken gestellt werden - oder andersherum, welche Eigenschaften er dazu mitbringen muß - nämlich von beiden Seiten der oben zitierten Widersprüchlichkeit ein ebenso gerütteltes Maß an Aufgeschlossenheit und Neugier - sonst blickt er da sowieso nie durch - als auch feste Beharrlichkeit in der Durchsetzung seiner als sinnvoll erkannten Ziele -

sonst überwindet er die allfälligen und absurden altbayerischen Widerstände nie.

Genug der Spöttelei - über die Befindlichkeit des Fränkischen wollte ich hier weniger restümieren als mich mit Bauen und Denkmalpflege auseinandersetzen.

Wenn man wieder den Blick durch die hiesigen Lande schweifen läßt, so kann man sich eigentlich in keiner Weise beklagen, denn wie in kaum einem anderen Landstrich finden sich die großen und kleinen Zeugnisse einer wirklichen Baukunst in Hülle und Fülle, aus älterer und auch jüngerer Zeit. Es ist ein Umfeld, welches dem Denkmalpfleger angesichts der oben herausgestrichenen Charakterzüge seiner Bewohner eigentlich keine ernsthaften Probleme bescheren dürften. Und doch gerät der Konservator immer wieder in Konflikt mit eben diesen Bewohnern, wenn er hingeht, um „Altes zu erhalten“ oder anzuleiten, in altem Umfeld „Neues gut zu gestalten“ - denn statt letzterem trachtet der Bürgersinn oft danach, „Neues alt zu gestalten“.

Einer der Altmeister meiner Zunft, Prof. August Gebeßler, sagte einmal, Denkmalpflege sei zu allererst eine Verhaltensweise zur Geschichte, und eben diese Geschichte war allzeit in permanentem Fluß. Und natürlich ist auch die Baugeschichte ein solches fließendes Kontinuum, dem eine Fülle unterschiedlicher Stilformen zu eigen ist, eben jener Stilpluralismus, der jedes allmählich gewachsene städtebauliche Gefüge in meist reizvoller Vielfalt prägt. Erst die Vielfalt, niemals aber die Uniformität, macht Vergangenheit sichtbar und damit erlebbar. Und hier kommen wir an einen Punkt, an dem sich allzuoft die Geister des Denkmalpflegers, seinem Wesen nach Konservator, damit also Bewahrer oder Anwalt des Vergangenen, und des normalen Bürgers scheiden. Denn da Denkmalpflege sich mit jedermann sichtbaren und zugänglichen Zeugnissen der Vergangenheit beschäftigt und damit notwendig in das Bauen der Gegenwart hineinwirkt, ja hineinwirken muß, ist sie etwas, welches sich zwangsläufig vor der Öffentlichkeit vollzieht, etwas, von dem sich jeder schnell eine

eigene Meinung bilden zu können glaubt und auch bildet.

Doch kommen wir zunächst nochmals auf das fränkische Städtchen zurück. Dünninger schreibt in seinem hübschen Aufsatz „Altfränkisch“ von 1959:

„In der Schilderung der Stadt Mergentheim in der Taubertalreise seines von König Maximilian II. initiierten „Wanderbuches“ spricht Wilhelm Heinrich Riehl von ihrem altfränkischen Gepräge und führt das Wort damit wieder in den engeren Kreis seiner Bedeutung zurück... In der fränkischen Regionalliteratur wird nun das Wort häufig zur Kennzeichnung der kleinstädtischen Siedlungsformen verwendet, wobei es nicht nur das bauliche Gepräge allein, Fachwerk, Marktplatzgestaltung, Straßenführung usw. anspricht, sondern mehr noch auf die Gesamtatmosphäre, die Stimmung zielt. Georg Dehio charakterisiert in seinem „Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler“ das kleine, noch ungemein geschlossen wirkende Prichsenstadt im Vorland des Steigerwaldes als „altfränkisches Stadtbild, an dem man, wenn sich die Gelegenheit bietet, nicht vorübergehen sollte“. Es ist klar, daß bei der sehr sparsamen Verwendung von charakterisierenden Beiworten bei Dehio hier „altfränkisch“ nicht unverbindlich etwa für „altertümlich“ steht, sondern sehr konkret das durchaus Eigene der fränkischen Stadtgestaltung in seinem Gesamtausdruck treffen will.“

Wenn man also in einem beliebigen fränkischen Städtchen, wie oben zitiert, in seiner Struktur als „altfränkisch“ charakterisiert, von Stilpluralismus und der Bewahrung des baulichen Kontinuums reden will, so bleibt dies dem Bewohner etwa eines jener zahllosen Fachwerkstädtchen völlig unverständlich. Kennzeichnet Fachwerk das Gesicht einer Stadt, so hat es eben Fachwerk zu sein, denn dieses ist das vermeintlich Besondere, das Individuelle einer solchen Stadt – und solchermaßen wird es als Kapital der Stadt zur Baureligion erhoben.

Wie schwer tut sich da der Konservator, einem Bürger, der sich soeben lobenswerter Weise für die Restaurierung seines Häu-

senschs entschieden hat und Beifall für diese seine doch auch altruistische Entscheidung erwartet, wie schwer ist es, diesem Bürger klarzumachen, daß die konservatorisch-fachlich allein sinnvolle Maßnahme an seinem Hause eben nicht die Restaurierung als Rekonstruktion, sondern die Konservierung des gegebenen Bestandes ist. Statt der erträumten Fachwerkfassade ist vielleicht lediglich die Putzhaut des Biedermeier zu reparieren und zu tünen.

Und ist es da nicht geradezu normal, wenn der solchermaßen düpierte Zeitgenosse in Rage gerät. Und es ist kein Akt von Großmut oder Arroganz, wenn ich sage, daß ich diesen guten Zeitgenossen verstehen kann – nur liegt er halt falsch.

In diesem unserem nun rasend schnell zu Ende gehenden Jahrhundert scheint sich etwas zu wiederholen, was wir bereits im 19.Jh. finden:

In dem Maße, in dem wir unserer Verluste gewahr werden, wächst die Sehnsucht nach eben diesem Verlorenen, und je brennender diese Sehnsucht wird, umso verzehrender wird das Verlangen nach Wiederherstellung und Wiederaufbau, nach Restaurierung und Erneuerung. Tritt dieser Fall in jenem Fachwerkstädtchen ein, so wird folgerichtig das blinde Fachwerkfieber ausbrechen, eine merkwürdige Krankheit, die allenthalben in unterschiedlichster Ausprägung zu beobachten ist.

Denn dies ist keine fränkische Krankheit, sie findet sich im fernen Hildesheim mit dem jüngst aus der Asche - nein, eben nicht aus der Asche, sondern aus historischen Bilderbüchern auferstandenen Knochenhaueramts haus, wo sehn suchtvoller Bürgersinn eine geschlossene Platzgestaltung der Nachkriegszeit, die auf die unermeßlichen Wunden der Vergangenheit mit einer neuen, eigenständigen Lösung reagierte, ein Vierteljahrhundert später Geschichte ausmerzt, oder aber in Frankfurt mit seiner schon wieder wacklig gewordenen Römerberg-Ostzeile und natürlich auch in Franken:

In Aschaffenburg stand die Löwenapotheke, aufgenommen als herausragendes Bei-

spiel seiner Gattung zusammen mit dem „Riesen“ in Miltenberg, dem Knochenhaueramtshaus oder dem Michelstädter Rathaus in der Erstausgabe der „Blauen Bücher“ über das „Deutsche Fachwerkhaus“, im Kriege wie das Hildesheimer Beispiel untergegangen. Zwei Wettbewerbe haben versucht, in diesem Bereich das städtebauliche Gesicht der Nachkriegsüberstadt neu zu formulieren. Und welch einen Mut hatte diese Stadt bereits in den Fünfziger Jahren bewiesen, als sie den Rathausentwurf von Dietz Brandi realisierte, klare, kubische Formen vielgeschossig neben die Stiftskirche der Gotik setzte – als eines der qualitätsvollsten Rathäuser der 50er Jahre bereits selbst schon ein Baudenkmal! Als Mitte der Achtziger Jahre der kriegswüste Bauplatz relativ unmittelbar neben Stiftskapitellhaus und Glöcknerhaus im Gefolge eines Wettbewerbs wiederüberbaut werden sollte, ging dem Bürgersinn die Hutschnur hoch: er setzte gegen jeden fachlichen Widerstand und jedes noch so gute Argument die fragwürdige Anastylose einer neuen Löwenapotheke durch, ein wunderbares neues Fachwerkhaus, freilich in den Maßen hie und da verändert und vor allem im Erdgeschoß an seiner Traufseite zu zwei Dritteln mit einer Arkade aus Ständern und leergeblasenen Gefachen versehen, da es anders dort nicht mehr hätte errichtet werden können aufgrund in unmittelbarer Nachbarschaft längst vollzogener städtebaulicher Neuordnungen.

Soeben geschah ähnlich Merkwürdiges mitten in der Mainschleife, im weinsinnigen Nordheim:

Da ist ein kleines altes Rathaus, nach 1600 errichtet, und in seiner Flucht mainabwärts befinden sich das ehem. Badhaus aus dem 17. und das ehem. Benefiziatenhaus aus dem 18.Jh. Im verständlichen Bestreben, dem Bürger endlich adäquate Rathausräumlichkeiten mitten im Altort statt wie andernorts die Regel „an der Peripherie“ anzubieten, beschließt man, das alte Rathaus der Kirche im Tausch als Gemeindehaus anzubieten, um an der Stelle der beiden kirchlichen Sozialgebäude das neue Rathaus hinzusetzen. Ist die auf politischem Wege gegen die Denkmalpflege herbeigeführte Abbruchentscheidung

für zwei dem Grunde nach noch intakte Baudenkmäler des 17. und 18. Jh. bereits schlimm genug – beide Gebäude wären sanier- und umnutzungsfähig gewesen, so ist die Idee, den Neubau exakt in Form und Gestalt der abzubrechenden Denkmäler neu zu errichten erst recht schlimm. Eine solche Denk- und Planungsweise zeugt von einer enormen Widersprüchlichkeit im Verhältnis zu der als wertvoll erkannten eigenen Umwelt, auf die man ja unbedingte Rücksicht zu nehmen bereit sein will. Wer aus vermeintlicher Rücksicht gegenüber dem Ensemble einen Bestandteil dessen nur deshalb wegnimmt, weil Instandsetzung und Umnutzung zu kompliziert oder zu kostspielig erscheinen und statt dessen eben diesen Bestandteil so wieder herein setzt, als sei nichts gewesen, der begeht einen radikalen Bruch mit der eigenen geschichtlichen Kontinuität.

Auf meine strikte Ablehnung meinte der Landrat, daß „man sicherlich darüber streiten kann, ob ein Abbruch an dieser Stelle sinnvoll ist oder nicht.“ Angesichts der ihm sehr wichtigen Meinung von Bürgermeister und Gemeinderat zu Gestaltungsfragen vor Ort genehmigte er „im Rahmen einer Gesamtabwägung“ den Abbruch. Weiter führte er aus: „Ebenso wie den Abbruch lehnen Sie den Bauantrag für den Neubau des Rathauses ab, da nach Ihrer fachlichen Auffassung der Neubau in Form und Gestalt nahezu eine Kopie des bisherigen Baubestandes darstellt und daher nur den „Schein des Historischen“ vortäuscht. Mit den Augen eines Laien betrachtet, sieht der Plan recht ordentlich aus und dieses Gebäude würde... auch gut in das Ortsbild von Nordheim passen. Es kann durchaus sein, daß Sie aufgrund Ihrer Fachkenntnisse... ein solches Objekt ablehnen und statt dessen einen „modernen Bau“ oder zumindest einen ganz anderen, der sich deutlich von den abzubrechenden Gebäuden unterscheidet, an dieser Stelle gewünscht hätten... Jedoch halte ich es für keine „unmögliche“ Entscheidung, wenn – wie in diesem Fall – der Bürgermeister und der Gemeinderat einstimmig beschlossen haben, einen ähnlichen Bau wieder zu errichten, so daß er zum Gesamtbild eines Ortes paßt... Meinen Mitarbeitern habe

ich mitgeteilt, daß das Bauvorhaben in der vorgelegten Form genehmigt wird.“ Factum est!

Daß der Nordheimer Rathausneubau Gegenstand eines Volksbegehrens wurde, Nordheim entzweit und mit der Durchboxung dieser Idee für Jahre bürgerlicher Gemeinsinn schwer verletzt worden ist, beklagen viele Nordheimer heute unabhängig von ihrer Fraktionszugehörigkeit. Was hier gefehlt hat, war die Bereitschaft zu denken und vor allem, zu entpolitisieren. Und das, was entstanden ist, schaut doch irgendwie „bocksbeutelromantisch“ aus, oder?

Lassen Sie mich nun ein wenig nach Würzburg schauen und fragen, wie es in unserem Sinne um die mainfränkischen Metropole selbst bestellt ist:

Auch hier regiert ein Bürgersinn, der allerdings stets Gefahr läuft, Objektivität mit Subjektivität zu verwechseln. Durchmisch mit etwas irrationaler Verklärung der untergegangenen Vergangenheit gesellt sich das innige Gefühl außerordentlicher Einmaligkeit hinzu, vor der man unbewußt allen Wandel stets argwöhnisch zu betrachten geneigt ist. Hierzu gehört die Vorstellung vom „wahren“ Stadtbild und seiner trotz Zerstörung und Wiederaufbau vermeintlich bewahrten Maßstäblichkeit und Originalität, die man auf Bischofshut und Balthasar Neumann gründet. Das wirkliche, anhand sorgfältiger Analyse nachweisbare, im 19. Jahrhundert und während des Wiederaufbaus gravierend überformte Stadtbild scheint teilweise nicht oder noch nicht wahrgenommen zu sein. Kann oder will man den Inventarisatoren, Geographen und Konservatoren bei ihren schrittweisen Analysen der vielfältigen Jahresringe, der gewachsenen Kontinuität des Stadtorganismus und seiner immer wieder und beinahe überall spürbaren Veränderung nicht folgen?

Statt dessen ist festzuhalten, daß der Wiederaufbau Würzburg als eine herausragende Gesamtleistung zu würdigen ist, die eine Vielzahl auch architektonisch bedeutsamer Einzelleistungen hervorgebracht hat, allerdings aufgrund der spezifischen Interpretati-

on des Begriffes „Stadtgrundriß“ weit mehr in den Bestand des überkommenen Stadtorganismus eingegriffen hat, als dies die Würzburger bis auf den heutigen Tag zugeben mögen. So gesehen ist das Würzburg der Gegenwart eine Stadt des Wiederaufbaus, die nur ein vereinfachtes Abbild der untergegangenen alten Stadt darstellt und in dem die wiedererstandenen Monumentaldenkmale zwar sinnstiftende Identifikationsträger sind, aber de facto kaum mehr originale Botschaften der Vergangenheit in sich tragen. Über die ebenso plakative wie von romantischer Verklärung geprägte Selbstdefinition als „Stadt auf mittelalterlichem Grundriß, mit barocken Bauwerken im Kleid der Wiederaufbauzeit“ hinaus ist Würzburg eine lebendige gegenwärtige Stadt, in der Spuren aus allen Epochen der Geschichte zusammen erst die eigenständige Stadtindividualität ausmachen.

So zweifellos Stadterhaltung eine konservative Aufgabe auch der Denkmalpflege ist, so obliegt auch die Stadtbildpflege als verantwortungsbewußter und zugleich kreativer Akt der Stadtentwicklung der Stadtbauverwaltung. Es geht also wesentlich um die Abstimmung zwischen den Erfordernissen der Denkmalpflege und den stadtentwicklungspolitischen Zielen zeitgemäßer Baugestaltung. Soll die hieraus sich ergebende zwangsläufige Partnerschaft zwischen Stadt und Denkmalpflege sich gedeihlich fortentwickeln und sich nicht in gegenseitiger Konfrontation paralysieren, so bedingt dies ein hochgradiges Maß an Fachkompetenz und gegenseitigem Vertrauen. Der Stadtplaner als Gestalter muß gemeinsam mit der Stadtbauverwaltung als Stadtbildpfleger um die konservative Position der Denkmalpflege wissen, ebenso wie die Position der Denkmalpflege hier eindeutig darauf angelegt ist, Stadtbildpflege als einen Förderungsprozess guter Baugestaltung im Rahmen einer zuträglichen baulichen Entwicklung zu beraten und unablässig zu fördern. Denn Stadtbildpflege in der alten Stadt dient dem bewußten Umgang mit den gestalterischen Aufgaben der Gegenwart ebenso wie der notwendigen Ablesbarkeit der eigengeschichtlichen Wahrheit.

Nehmen beide Seiten, Stadt und Denkmalpflege, diese ihre notwendige Aufgabe ernst, so ernst, wie sie etwa die vor anderthalb Jahren vorgelegte Stadtbildanalyse angegangen und gemeinsam erarbeitet haben, so kann die daraus erwachsende gemeinsame Bauberautungstätigkeit eigentlich nur positiver Natur sein.

Dennoch: Architektur oder Bauen allgemein ist – meist zum Mißvergnügen der Architekten, die in aller Regel an das Ewig, Wahre, Gute und Schöne glauben – zumal in der Stadt stets zeitgebunden und sich wandelnden Stimmungen unterworfen, ebenso wenig frei von modisch dekorativen wie gewinnorientierten Vorstellungen.

Ein wunderbar schreckliches Beispiel hierfür ist das Victoria-Haus am Barbarossaplatz, dessen exorbitante Fehlleistung mir bis heutigen Tags mitverantwortlich in die Schuhe geschoben wird. Dabei hatte nun gerade ich ein Jahr vor der Verschauerlichung eines wirklich qualitätvollen Zeugen seiner Zeit in einem städtebaulichen Seminar am Kunsthistorischen Institut der Universität auf eben die Qualitäten der 50er Jahre in Würzburg aufmerksam zu machen versucht.

Wirtschaftliche Partikularinteressen und von Biberschwanz und Naturstein geprägter Unverständ setzten sich über das ohnmächtige Veto des Konservators hinweg, dessen aus dem Zusammenhang gerissene städtebauliche Analyse der Situation dann gegenüber der Öffentlichkeit als Rechtfertigung herangezogen wurde – und noch vor 14 Tagen dem Lokalchef der Main-Post als Auftakt seiner Sonntagsglosse diente.

Schwere Wochen und Monate verbrachte ich bei dem Versuch der Bewältigung und Lenkung der Marxkloster-Katastrophe, die, zu einem wesentlich früheren Zeitpunkt unaufhaltsam vorprogrammiert, über einen völlig Ahnungslosen hereinbrach, der zudem über keinerlei rechtliche Handhabe verfügte, die Katastrophe zu verhindern. Neben dem „Ersten Würzburger Baukunsttheorem“ und einem in monatelanger Arbeit erstellten verformungsgerechten Handaufmaß der Restbestände blieb ein kleiner, natürlich viel zu klei-

ner Teil erhalten und musste obendrein in beinahe verzweifeltem Ringen mit kontraproduktiven Wohnungsbau-Förderrichtlinien der Obrigkeit abgetrotzt werden.

Wie kann es zu solchen Verlusten und Pannen kommen, mögen sich Manche fragen – wo bleibt ein Machtwort der staatlichen Denkmalpflege?

Richtschnur für den handelnden Denkmalpfleger ist und bleibt das Denkmalschutzgesetz im Miteinander und oft Gegeneinander zum aktuellen Baurecht. War ersteres in den letzten zehn Jahren von Novellierungen zwar schmerhaft, aber letztlich nur peripher beschnitten, so sind die bauordnungsrechtlichen Komponenten und damit bewährten Regulativen der Bauordnung nun nahezu gänzlich dereguliert worden. Im dichten Ensemble der alten Stadt liegt ein bisweilen kaum mehr handhabbares Maß an letzter Rechtskraft nurmehr bei den manchmal leider recht unbestimmten Regularien des Denkmalschutzgesetzes und beschert dem Konservator in der täglichen Kleinarbeit – von der Öffentlichkeit übrigens gänzlich unbemerkt – ein beängstigend anwachsendes Maß an Erlaubnisverfahren statt gemeinsam mit der Bauaufsicht zu beratender baurechtlicher Entscheidungen. Mit knappen Stellungnahmen aus fachlicher Sicht begabt, hat sich die Stadt als Untere Denkmalschutzbehörde alleinverantwortlich um den Vollzug, also die Umsetzung zu kümmern. Der stetig zunehmenden Aktenflut – denn wir befinden uns in einer dank dem PC wieder äußerst schreibfreudigen und immer noch recht streitlustigen Zeit –, dieser Vielzahl an Vorgängen steht eine dank der Deregulierungsbemühungen der Bayer. Staatsregierung immer kleiner werdende Zahl an Bauverwaltungsmitarbeitern gegenüber, die, wenn sie denn nicht hochmotiviert sind, gnadenlos unterzugehen drohen.

Daß diese hier trocken vorgetragenen Umstände wahr, leider nur allzu wahr sind, sei Ihnen mit der auszugsweisen Verlesung der Landtagsdrucksache Nr. 13/11975 vom Juli des vergangenen Jahres belegt: Vor dem Hintergrund kritischer Presseberichte über angeblich überzogene Erschwernisse für Bauherren... wird die Staatsregierung gebe-

ten umfassend zu prüfen, ob und ggf. welche ergänzenden Rechtsänderungen bzw. sonstigen Maßnahmen notwendig wären, um auszuschließen, daß die durch die bisherigen Novellierungen der Bayerischen Bauordnung gezielt angestrebten Erleichterungen und Vereinfachungen beim Dachgeschoßausbau durch örtlich überzogene gestalterische Anforderungen an Dachlandschaften, Gebäude bzw. Ensembles massiv erschwert oder gar verhindert werden können... In die Prüfung sollen die berechtigten Wünsche des Bauherren nach Vermeidung überzogener gestalterischer Anforderungen... ebenso einzogen werden wie die Notwendigkeit der Wahrung berechtigter Belange der baulichen Gestaltung und des Denkmalschutzes."

Wer, so frage ich Sie, wird hier wohl gewinnen und was also dürfen wir von der Qualität zukünftiger Dachlandschaften als wichtigen Teil eines Stadtbildes erwarten?

Die vom Staat geschaffenen oder zu verantwortenden Rahmenbedingungen unserer Tätigkeit verschlechtern sich also kontinuierlich, aber dennoch bin ich optimistisch, denn neben dem Beklagenswerten ist die Habenseite so dünn nun auch wieder nicht, eine Habenseite übervoll von den unterschiedlichsten Beispielen, viele gelungen, nicht immer ganz gelungen, manches per glücklichem Zufall oder aus launiger Gunst der Stunde heraus geschafft, manches aber erst gegen unendlichen Widerstand beharrlich, listig oder gar dreist errungen.

Herausgegriffen seien einige wenige Beispiele, die in ihrer Unterschiedlichkeit stellvertretend für die schier endlose Bandbreite denkmalpflegerischen Handelns in Unterfranken stehen mögen – ich bin sicher, daß fast ein jeder von Ihnen dabei das eine oder andere vermissen wird.

Von großer Wichtigkeit in vielerlei Hinsicht war die um 1980/81 angegangene Gesamtinstandsetzung der 1975 in einen Dornröschenschlaf gefallenen Follmerschen Papiermühle in Homburg, Main-Spessart, von der ich 1984 nichts Konkretes außer einem verformungsgerechten Bauaufmaß

und einer allerdings exzellenten Photodokumentation übernehmen konnte. Es dauerte volle 9 Jahre unablässiger Verhandlungen, bis sämtliche Rahmenbedingungen geschaffen waren und die Finanzierung stand. Nach zweieinhalb Jahren akribischen Bauens, mindestens 30 Baukommissionssitzungen mit beinahe einem guten halben Hektoliter „Homricher“ Silvaner und schier endlosem Palaver vor anderthalb Jahren endlich eingeweiht, dürfte die Homburger Papiermühle als letzte ihrer Gattung in Franken neben dem Kurz'schen Eisenhammer in Hasloch das vielleicht eindrucksvollste Industriedenkmal sein; letzterer laboriert gegenwärtig leider noch an den Folgen des 96er Dezemberhochwassers, doch die Gelder sind bereits bewilligt. Der Vorzug beider Objekte ist in freilich unterschiedlichem Maße der erlebbare Produktionsprozess von gestern und vorgestern als immer wieder beeindruckendes Faszinosum.

Wiederhergestellt, renoviert oder restauriert sind unter meiner schützenden Hand mittlerweile mindestens 200 Pfarrkirchen beider Konfessionen und nahezu jedweder Stilrichtung von A wie Altenschönbach am Abhang des Steigerwalds bis Z wie Zell a. Main, darunter Kleinodien wie die Dettelbacher Wallfahrtskirche, Eibelstadt mit seinem vielleicht schönsten Kirchturm, fast alle Würzburger Stadtkirchen, der in alter Silhouette wiederhergestellte Zentralbau von Holzkirchen, das singuläre Ensemble der historistischen Kirchen von Josef Schmitz am Untermain, die Martinskapelle in Bürgstadt, Theodor Fischers faszinierende Stephanskirche in Oberbessenbach (die der Münchner Architekturprofessor vom Schreibtisch aus geplant und selbst nie gesehen hat) oder die eindrucksvolle Doppelturmfrontfassade der Abteikirche in Amorbach. Fast eine jede hat den Konservator gefordert, gelegentlich in spitzbübische Winkelzüge mit Pfarrer, Kirchenverwaltung und Ordinariat über die Frage des rechten liturgischen Orts verwickelt und in einem tragischen Fall den schon betagten, aber noch nicht amtsmüden Pfarrer in vorzeitige Resignation genötigt. Bis auf wenige „Ausreißer“ ist alles gut gera-

ten – zu Ehren des Herren, der sanft über seine Franken wacht!

In zwei Fällen hat jüngst die Tatsache, nach anderthalb Jahrzehnten schon wieder an bekanntem Ort zu stehen, den vor Ihnen Stehenden mit blankem Entsetzen erfüllt – offensichtlich sind die mit ihren Gesamtrenovierungen verwöhnten Gemeinden nicht willens, den allmählich einsetzenden Alterungsprozess als Edelpatina zu begreifen, sondern als neuerlichen Renovierungsanlaß mißzuverstehen!

Wer das Alte kannte, wird ermessen können, was 20 Jahre kontinuierlich gehandhabte Altstadtsanierung in Karlstadt gebracht haben – ein Beispiel unter den fast dreißig instandgesetzten Bürgerhäusern mag hier genügen.

Bürger- und Bauernhäuser – der größte, weiteste und sicher variationsreichste Aufgabenbereich und derjenige, welcher den Konservator am beständigsten fordert:

In beinahe jedem Fall galt und gilt es, einem in der Regel skeptischen Eigentümer sanft auf den Pfad denkmalpflegerischer Tugend zu helfen und ihm den für ihn gangbaren Weg aufzuzeigen. Denkmalpflegerische Detailarbeit ist hier und heute längst einem Projektmanagement gewichen, dornenreich im „Stricken“ der richtigen Finanzierung, in der Koordination unterschiedlicher Behördeninteressen und last not least nicht immer gelingenden Abfedern gelegentlicher politischer Einmischungen. Viele, sehr viele haben wir allein oder gemeinsam mit Landratsämtern und engagierten Heimatpflegern überzeugen können und der fast regelmäßige Stolz auf das Erreichte (und die überwundene anfängliche Zaghaftheit) ist uns hoher Lohn.

Manche aber kapitulierten vor eben diesem unverzichtbaren Wagemut, vor vermeintlich unmöglichen Forderungen der Denkmalpflege, oder es war der Konservator, der aufgrund mangelnder Zugangsmöglichkeiten zum Einzelnen oder schlechter Tagesform oder schlicht aus Unvermögen scheiterte.

So haben wir es bis heute nicht geschafft, dieses unglaublich schöne, alte und bestandsreiche Winzerhaus in Fahr „in die Gänge“ zu bringen: es war nicht möglich, den fränkischen Dickschädel von Eigentümer, den hervorragenden, vielleicht etwas zu geschäftstüchtigen Architekten und zwei aufeinanderfolgende Konservatoren unter einen Hut zu bringen – aber wir arbeiten daran!

Ein anderes zerbröselndes Kleinod ist dieses ehem. Schwarzenbergische Amtshaus, später Gasthof zur Krone in Hüttenheim, Landkreis Kitzingen, bei dem ein bereits genehmigungsreifes Förderverfahren sich an der mangelnden Beweglichkeit des Eigentümers zerschlug – eben diesen zu einem nahezu unterschriften eingefädelten Verkauf zu bewegen, ist eine meiner gegenwärtigen Beschäftigungen.

Da gibt es die Gruppe der Kirchenburgen, eine rare, fast nur in Franken und Siebenbürgen noch zu findende Denkmalgattung, voller komplizierter verschachtelter Eigentumsverhältnisse, deren Herren bisweilen so widerborstig sind wie der Gipsstein, aus denen die Mauern gefügt, marode ist; zu hauf entzogen sich die listigen Bäuerlein ihren herunter subventionierten Instandsetzungsverpflichtungen durch das Instrument der Herrenloserklärung, bis sie – zu spät – merkten, damit dem Konservator und einer dank guten Beziehungen zur Bezirksfinanzverwaltung dadurch trickreich möglichen „Eigentums“-Flurbereinigung in die Hand zu spielen. Schnee von gestern – kontinuierlicher Mitteleinsatz gemeinsam mit DLE und Amt für Landwirtschaft hat etwa in Hüttenheim ungeahnte Erfolge gezeitigt – nicht vergessen sei hier das kleine Fähnlein der Aufrechten, welche es – manchmal auch bei dem einen oder anderen Achtele – gelang, „bei der Stange zu halten“.

Bürger- und Bauernhäuser – an wievielen werkelt der Eigentümerstolz emsig mit Baumarktangeboten vor sich hin, um fassungslos vom leider fast wegrationalisierten Kreisbaumeister und dem Denkmalpfleger hören zu müssen, wo, wie und welchen Murks er getan und wie haarscharf er vor einem Bußgeld wegen „Schwarzbaus“ steht.

Wie oft predigt man variantenreich über das Fenster an sich und im besonderen Fall, über das Wesen der Fenster als die Augen eines Hauses, von der Form- und Materialgerechtigkeit, während einem Abend für Abend Franz Beckenbauer im Fernsehen, zur besten Sendezeit für das ultimative Kunststofffenster werbend, „die Schau stiehlt“ oder jeder zweite Schreiner lieber mit normenbewehrten Profilen von der Stange dem Holzfenster oder der eigentlich immer noch wohlfeilen Reparatur mit einem Billigangebot den Garaus macht.

Doch wir klagen nicht, wir handeln und mühen uns unablässig, das gute Beispiel zu fördern, mit Qualität und optimierten Preisleistungsverhältnissen zu überzeugen, bisweilen mit hinterhältigen Bildern wie diesen und den dort vordergründigen und falsch verstandenen Scheinwelten zu argumentieren.

Haustüre – Hoftor – ein Problemfeld für sich, oft zäher als ein Halbmillionen-Projekt, oft erleichtert durch dankenswerte Aktionen der Bezirksheimatpflege; manches konnte bislang bewirkt, gerettet werden, aber mindestens ebenso Vieles ist verloren gegangen.

Wenn es auch in der Zukunft gelingt, mittels des guten Beispiels zu werben und um kontinuierliche Förderung sich zu bemühen, kann vieles noch gerettet werden – man sollte niemals hinter dem blickverstellenden Tränenschleier eigenen Kummern über das Verlorene den Realitätsbezug verlieren.

Es sei an das unendlich weite Feld des Kleindenkmals erinnert, denn hier in Unterfranken haben wir die vielleicht einzigartigste, dichteste Landschaft an Denkmälern der Volksfrömmigkeit, der Bildstöcke und Flurkapellen, ein jedes einzigartig individuell, meist entstanden aus konkretem Anlaß, personenbezogenes Memorialdenkmal von hohem Zeugniswert und beständig bedroht: bedroht durch natürlichen Zerfall eines den rauhen Bedingungen der Gegenwart nicht mehr gewachsenen Steinmaterials, gefährdet selten durch Vandalismus, häufiger durch Verkehr – sei dies der zu schnelle Heizölmaserati oder der allzu lässig gewendete Wendepflug! Hinzukommt noch immer unübersehbar mangelndes Verständnis beim Umgang

mit Naturstein bei Bürgermeistern, Teilnehmergemeinschaften, Steinmetzen und gelegentlich allzu chemiegläubigen Restauratoren – jeder für sich ein aufrechter Zeitgenosse, hin- und hergerissen zwischen Handlungsbedarf, Verdienst, natursteinverbundem Selbstbewußtsein und dem Reiz des sicheren Pressephotos gelegentlich der Einweihung – wer wolle da widerstehen?

Wieviele kummervoll-zornige oder gar böse Briefe habe ich in den vergangenen 15 Jahren vor allem von Heimatpflegern erhalten, die über mangelnde Präsenz des Denkmalamts sich beklagten oder an vermeintlicher gelegentlicher Unzurechnungsfähigkeit des Konservators zu verzweifeln drohten. Doch der kann nicht überall sein, ebenso wie manches Landratsamt bis auf den heutigen Tag noch immer nicht begriffen hat, daß es selbst Untere Vollzugsbehörde ist und folglich durchaus selbst nach dem Rechten sehen könnte. Gleichwohl – mindestens dreihundert, vielleicht, lieber Reinhard Worschach, gar fünfhundert Flurdenkmäler sind gerichtet, restauriert oder nur gesichert – dennoch, fast das doppelte dürfte noch fürsorglicher Behandlung harren.

Ein letztes, von uns zunehmend systematisch angegangenes Problemfeld ist die Dorferneuerung, mit dem sich seit zehn Jahren ein eigenes hochqualifiziertes Team unseres Hauses beschäftigt.

Das Dorf prägt unsere Region wie kaum ein Anderes und der ungemein vielfältige Charakter des fränkischen Dorfes ist ebenso vielfältig bedroht. Nach einem Jahrhundert der Flurbereinigung mit vielem Guten und vielleicht noch viel mehr weniger Guten widmen sich nun ganze ländliche Verwaltungen dem Dorf an sich und im Besonderen, entwickeln eine Fülle von Vorschlägen und bieten finanzielle Anreize. Wenn die Denkmalpflege hier nicht von Anbeginn mitwirkt, aufklärt und ebenso fundiert wie mit Augenmerk auf den Einzelnen berät, wird es um das Dorf bald ebenso geschehen sein wie um manches Charakteristikum in der Flur. Und wie verheerend können sich da Sätze auswirken, die beispielsweise der soeben erschienenen Analyse der fränkischen Weindörfer entnommen sind:

„Die Vorschläge und die finanzielle Unterstützung hat viele Hausbesitzer bewegt, Häuser zu renovieren, wobei aber der Denkmalschutz den Bürgern zu wenig Freiraum läßt. Besonders gelungen sind die Dorfplätze... ein eigentlicher Dorfmittelpunkt fehlt aber, hier wünschte man sich eine Fußgängerzone, einen richtigen zentralen Dorfplatz...“ Im selben Heft eine andere Aussage: „Denkmalschutz wird zu genau genommen: ...Wenn man Beziehungen hat, darf man bauen wie man will... Daß mal die alten Hütten weggerissen werden bzw. mal was Grünes gemacht wird... Oder: Daß der Ort so schön hergerichtet ist, es gibt kaum eine Straße, wo nicht hergerichtet ist. Und jetzt wird der See [aa] noch renoviert...“ Und was sind die Identifikationsträger? „Schöne Fachwerkhäuser, schöne Blumen und eine schöne Kirche“!

Ich will Prof. Struck von der Würzburger Universität nicht zu nahe treten mit diesen zugegebenermaßen willkürlich herausgegriffenen Zitaten - aber diese enthalten Sprengstoff! Es gilt im Dorf wie in der Stadt und für das ganze Land: Information ist entscheidend und hierbei auch Aufklärung über und unablässige Werbung für die Ideen und Möglichkeiten verantwortungsbewußt gehandhabter Denkmalpflege.

Wissen ist Macht – nur wer die Dorfgeschichte kennt, kann beurteilen, was zu bewahren und was erneuerbar ist. Denn nicht das Prinzip der Erneuerung gefährdet das kulturelle Erbe, sondern Unwissenheit über historische Entwicklung, über kulturelle Eigenart und Unverwechselbarkeit jedes einzelnen Dorfes.

Beispielhaft gezeigt sei dies an Unterältertheim und Nassach, zwei Haufendorfer unterschiedlicher Prägung und mit individuellen Werten: Dort die Beengtheit der Höfe in geballter Ortsmittellage, weshalb der Ortsrand ein altes Gartenviertel hat, der den im Ort am Hof nicht möglichen Hausgarten ersetzt. Hier der beinahe erhaltene Ortsrand samt Torhaus und Scheunenviertel – die durch die agrarökonomische Technisierung erforderlichen Maschinenhallen werden überlegt und konzentriert in zweiter Reihe hinter den Scheunen angelegt, um die

gewachsene Hierarchie der Gebäude nicht zu zerstören.

Eine diese Umstände nicht wissende, unbewußte Planung von Neubaugebieten kann auf einen Streich solcherlei erhalt- und nutzbare Individualität zerstören. So gesehen ist nicht nur Denkmalpflege, sondern genauso Ort-, Stadt- und Landschaftsplanung ein Verhalten zur Geschichte.

Mit dem überkommenen Bestand sinnvoll umzugehen, ist nicht einfach. Es kann nicht darum gehen, ortsplanerische wie baugestalterische Korrekturen aus Gründen des Zeitgeschmacks oder der Bequemlichkeit vorzunehmen, denn würde man solcher allzu vordergründiger Neigung nachgeben, gäbe es bald nichts mehr Altes, und nichts Neues hätte mehr ausreichend Zeit hat, Alt zu werden. Und die Bewertung des Wahren, Guten und Schönen läßt sich verantwortungsbewußt seit je her nur aus der zeitlichen Distanz vornehmen, da bekanntlich manches Neue oder Moderne sich allzu rasch von selbst erledigt oder korrigiert. Unter dem Regime der Zeit erst kann etwas zunächst altmodisch, später merkwürdig und schließlich in geschichtlicher Dimension selten und bedeutend werden. Bildlich gesprochen kann nur so die Zwiebel der geschichtlichen Vielfalt neue Schalen entwickeln und schließlich rund und appetitlich dick werden.

Daß manche Bürgerinitiativen dazu neigen, noch viel mehr zu wollen, nämlich ein fast statisches Festhalten an fast jedem Alten und ein konsequent sich sperren gegenüber jeder neuen Überlegung, ist hinlänglich bekannt. Leider ist Übergehen oder Totschweigen eine fast logische Folge absoluter Verweigerungshaltung, ein Unglück, denn nur im konstruktiven Diskurs liegt die Chance einer Fortentwicklung im Sinne guter Baukunst.

Was wir brauchen, muß im Klima einer guten, konstruktiven und vorurteilsfreien Diskussion wachsen, muß als Prozeß der Förderung guter Baugestaltung im Rahmen der allgemein anerkannten baulichen Entwicklung der Stadt konzipiert werden.

Das Ziel muß sein, ein uneingeschränktes Bekennen zur Orts- und Stadterhaltung mit unermüdlicher Förderung guter Baugestaltung zu paaren. Dabei gilt es, sich vor geschmäcklerischen Modernismen genauso zu hüten wie vor dem Erhalten jedweden noch alten Steines. Dabei gilt es, die sinnvolle Nutzung des Alten ebenso im Sinn zu haben wie durch Schaffung von Neuem in der Alten Stadt die sinnvolle Nutzung der Alten Stadt zu fördern. Zu widerhandlungen sind gefährlich, denn sie können rasch zu einer Verödung führen. Leben und wohnen, arbeiten und verdienen, dies alles muß in der alten Stadt, im alten Dorf wenigstens ansatzweise noch möglich sein, wollen wir sie als intaktes Gefüge an die nächsten Generationen noch weitergeben.

Dies alles ist ein Versuch, sich mit gewisser Distanz zu sich selbst zu sehen und Bilanz zu ziehen, ein momentanes Innehalten für einen Moment. Und bei aller gebotenen Distanz zum eigenen Tun fühlt sich der Konservator durchaus wohl, wohl wissend, daß ihn die manchmal ganz schön komplizierten Franken unter dem Strich doch gelegentlich ernst nehmen, wie ein kleiner, lang zurückliegender hübscher Briefwechsel beweist, der zugleich zeigt, wie Schalk mit Schalk umzugehen versteht:

Auf den Antrag eines Würzburger Pfarramts, Zifferblatt und Kirchturmuhren ersatzlos entfernen zu dürfen, da "im Zeitalter der Armbanduhr" solche Zeitanzeige ebenso entbehrlich sei wie ihr aufwendiger Unterhalt unzumutbar, antwortete der Konservator so:

„Sehr geehrter Herr Pfarrer, das LfD ist ein wenig verwundert über die Vorstellung der kath. Kirchenverwaltung, auf die Turmuhr künftig zugunsten der Armbanduhr verzichten zu wollen, begründet durch die von hier aus keinesfalls verkannten finanziellen Belastungen einerseits sowie durch den Hinweis auf das „Zeitalter der Armbanduhr“.

Sicherlich ist es richtig, daß die gegenüber den altmodischen Turmuhren geradezu als ein Wunderwerk der Technik zu bezeichnende Armbanduhr an mittlerweile jedem Handgelenk immerfort ihren Wetlauf mit der Zeit

unternimmt, aber kann man damit argumentieren? Denn dann müsste man ebenso auf das Kirchengeläut verzichten, da man ja mittels eben derselben Armbanduhr ohnehin weiß, wann die Messe beginnt.

Der Verzicht auf die Turmuhr würde den Beginn des „Kirchturmuhren-losen Zeitalters“ in Unterfranken darstellen mit all seinen Konsequenzen. Und mit dem fehlenden Stundenschlag würde nicht nur kaum einer mehr um die Wurzel manch deutschen Sprichwörter wissen, sondern die von Allen beklagte Nüchternheit unseres Automatenzeitalters, welches ja nicht einmal vor der Digitalisierung der vielzitierten Armbanduhr zurückschreckte, würde weiteren Zuwachs erhalten.

Glauben Sie nicht auch selbst, daß in eben dieser für die kleinen Dinge so unempfindlichen Zeit die Kirchturmuhren eine ebensolche Daseinsberechtigung hat wie das Mittagsläuten – welches die Flucht der Zeit wenigstens einmal am Tage akustisch sinnenfäßig macht? Und schließlich, wer schaut nicht oft selbst bei der Vorbeifahrt mit seinem bequemen Wagen – übrigens auch meist mit Uhr versehen – trotz Armbanduhr auf eine Kirchturmuhren, einfach um zu wissen, wie spät es ist.

Es mag sein, daß die Uhr kaum von weitem zu sehen ist, es mag sein, daß im lärmumtosten innerstädtischen Quartier eh keiner mehr hinhört – die Uhr sollte aber als Teil der Kirche an ihrem angestammten Platz bleiben, nicht zuletzt um jener kleinen Minderheit willen, für die die Kirchturmuhren noch ein vertrauter – wenn auch weltlicher – Teil einer Kirche ist, sowie auch um jener aussterbenden ewig Gestirnen willen, die manchmal vergessen, ihre alte Armbanduhr aufzuziehen und dann froh sind, wenn wenigstens der Kirchturm noch zeigt, was ihnen die Stunde geschlagen hat.

Um diese Minderheiten sollte sich auch Sankt. B. verdient machen.

Mit freundlichen Grüßen...

Die derart verschmitzt verteidigte Uhr wurde alsbald neu vergoldet und tickt mit allen ihren Artgenossen zufrieden ob ihres Minderheitenstatus bis auf den heutigen Tag!